



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Windthorst, Margarete: Die Blume des Florentin Kley. V.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

psychische Kraft zum Zusammenschluß dieser mannigfaltigen dissoziativen Eindrücke im Bewußtsein fehlt, so zersplittert sich ihr gesamtes Seelenleben an diesen Eindrücken, es kommt zuletzt sogar zu jenen oben berührten Spaltungen des Selbstbewußtseins. So erscheinen die zuletzt erwähnten Werke der Futuristen geradezu als Produkte einer solchen psychotischen Veranlagung und als Musterbeispiele für sie. Dennoch wird man die Möglichkeit nicht ausschließen dürfen, daß auch unter den Futuristen einmal eine starke Persönlichkeit auftaucht, die Kraft genug besitzt, um die Fülle seiner Einzeleindrücke, die sich bei ihnen finden, zu einem Ganzen zusammenzuschließen, der mit Hilfe ihrer Schulung in der Beobachtung von Bewegungen neue Wege zur Bewegungsgestaltung erschließt. Daß auch bei einigen der jetzigen Futuristen Ansätze vorliegen, die zu einer Gestaltung der abstrakten oder der absoluten Bewegung führen könnten, haben wir oben anerkannt.



## Die Blumen des Florentin Kley

Novelle von Margarete Windthorst

### V.

Wieschen war dann wieder hoch mit demselben nächsten Tage, hustete nur noch und hatte kleine weiße Hautflecken auf den Lippen vom Fiebern. Der Florentin sah sie so am Morgen, als er auf die Tagesarbeit wollte. Er sei in der Volterschlucht ums Hecken schneiden, sagte er, lachte und zwinkerte ihr heimlich mit einem Auge zu. Sie ging mit einem Tuch um den Hals geknotet, aber sie wurde rot, als hätte er ihr auf die bloße Haut im Nacken gesehen. Er mahnte sie noch um die Gesundheit, sie solle sich den Tag noch schenken lassen von Setten.

Da antwortete sie unsicher: „Ein Tag geht mit dem andern hin, und wenn sie vorbei sind, weiß man erst, was man versäumt hat.“ Sie gab ihm einen starken Druck in die Hand und erinnerte ihn: „Komm auf den Abend wieder, Florin.“

Sie war voll Unruhe an diesem Tage, dachte daran, gesäumt und vielleicht versäumt zu haben. Sie mußte ihn drüben bei der Regine und zitterte neu um ihn. Sie saß wieder näher und hörte das einförmige, taktmäßige Klappen seiner Heckenschere, die mit ihren Riesenbeinen das Dreifache durchschnitt wie Settes und Wieschens Schneiderschere.

Am Nachmittag wurde sie von Sette geschickt, der Regine das weiße Kleid hinzutragen. Regine war draußen um den Kley, nahm das Kleid und warf

es über die geschorene Hecke. Wieschen zog noch eine der blauen Schleifen zurecht, und wie sie mahnte, es könne das Kleid an der Hecke zerreißen und mit lauter Stimme sprechen wollte, kam sie in ein heftiges Husten. „Es ist immer noch die Verkühlung,“ entschuldigte sie sich.

Regine stand mit blühenden Backen daneben und sagte ihr ein paar Worte über die Krankheit und ums Wiedergesundwerden, sie war leichtthin mit ihren Worten, wie sonst auch mit allem. Wieschens Blicke hingen an ihr, suchten dann den Florentin und sahen auf das Kleid mit den blauen Schleifen. Könnte sie sich doch ganz weglügen von der Welt, dachte sie, und wie die Regine sein, heiter und gesund, dem Florin zulieb. Sie ging mit gesenktem Kopf heim und hörte Regines Lachen hinter sich.

„Mir ist immer, ich könnte sie wegblasen, die Maßmann, mit einem einzigen pustenden Atem aus meinem Mund,“ sagte Regine zum Kley.

Er wollte ihr das Wort verweisen, griff aber nur in ihren vollen roten Arm, von dem der Ärmel aufgestreift war. Doch wie ihr Arm zuckte und er das junge Leben darin spürte, welches so stark war, als könne es die Welt an sich reißen und so den Kley im Spiele mit gewinnen, hielt er sie nur eine Weile fest und sah sie solange an, bis ihm das Wieschen einfiel und er sie losließ.

Er dachte an Wieschen, und es kam ihm zu glauben in den Sinn, daß sie ihn mit ihrem Zögern zum Narren hielt. Warum machte er nicht kurzweg ein Ende? Wie ein Mädchennarre stand er vor der Regine. Er würde sich das Wieschen langen, heute noch, wenn er heim war.

Sein Gesicht war rot und erregt, als er abends aus der Mollerschluft kam. Wieschen saß auf der Treppe seines Hauses, wo die blaßroten Hortensien standen. Sie kam dem Burschen entgegen und zeigte mit der Hand nach dem Himmel, der voll von schneeweißen Lämmervölkchen war und nur so viel Blau frei hatte, wie es an Breite und Länge für ein Band zu binden gebrauchte. „Sieht es nicht aus wie der Regine ihr Kleid?“ fragte sie. Ihre blassen Lippen mit den Hautfezen zuckten. Sie hatte die Sehnsucht, ein solches Kleid zu haben, um sich damit antun zu können, und wäre es zum Tanz, nur um dem Geliebten zu gefallen.

Als er ihre Unruhe sah, wurde er ruhiger. Sie standen noch zögernd auf der Haustreppe und blickten über den Garten hinaus. Es war ein schöner Abend, das Dorf war friedensfoll, es konnte sich nicht darum kümmern, wo eine einzelne von seinen Seelen in Unrast war und seine Bäume nicht nach ihren Stürmen biegen. Die Berge standen rund und ruhig, wie Glocken nach dem Abendläuten. Es war, als schwingte von diesem stumm gewordenen Läuten noch ein Ton durch alle Luft wie ein Flügel, welcher die Seelen einander zutrage.

„Florin,“ sagte Wieschen und griff nach seiner Hand. Sie war jetzt zum Lachen glücklich, daß er wiedergekommen war, von daher, wo das schönere und gefälligere Mädchen um ihn warb. Das Lachen wurde zum seltenen, kindlich

köstlichem Übermut in ihr. Sie zog den Burschen mit sich die Treppe hinunter, heimlich um die Hausecke in die Gärtnerei.

Die Lilien waren verblüht, ein paar ihrer Blätter lagen noch verstreut und waren wie ausgetrunkene Schalen. Aber die Geranienbeete blühten so rot, als wollten sie um Liebe bluten. Ein schmaler, weißer Wolkenstrich stand über diesem Lande, gegen den Westen hin die Spitze im Sonnenuntergang gerötet, wie Eisen im Feuer. Die beiden unten gingen wie zusammengeschnitten. Sie hielten sich umschlungen, aber wenn eines den Arm locker machte, um ihn neu zu legen, brauchte keines zu fürchten, den anderen zu verlieren, so gehörten sie einander. Sie fingen dann an zu reden, keiner zuerst und keiner zuletzt und so leise, als ständen hundert umher und täten die Ohren so recht zum Hören auf. Es war halb ein Lachen und halb ein Reden durcheinander, und dann waren sie still; der Florentin küßte das Mädchen, welches nun seines war, erst auf die Stirn, weil sie den Kopf auf eine seiner Schultern gelegt hatte, dann, weil sie ihn höher nahm, auf die Backe, dann, weil sie ihn ganz hoch hielt, auf den Mund.

„Bist nun meines,“ sagte er, zog sie enger an sich, und das Ja, das sie ihm zurückgab, war mehr ein Jubel als irgendein Wort. Sie hatte noch immer das Lachen in sich, das helle, junge, wie es alle Jugend hatte, und wie es Wieschen so lange fehlte. Viel Versäumtes lag in der Zeit hinter ihr, weil sie zu schwer gedacht und zu wenig gelacht hatte.

„Hättest lange meines sein können, wenn nicht alle der Unfinn gewesen wäre,“ sagte der Florentin, und Wieschen lachte. Sie gingen die Wege auf und nieder, bis es so dunkel wurde, daß sie nichts mehr erkannten als eines das andere in seinem liebgewohnten Gesicht.

„Alle der Unfinn,“ sagte der Florentin, und Wieschen lachte: „Gott, ja!“ Sie gingen dann heim über die Tenne in das Haus, die Mutter Johanne war noch da und stellte Wieschen die Leuchte zurecht. Sie habe gewartet, sagte sie gutmütig, Fette sei schon voraus, sie habe die Ungeduld bekommen. Mit einem freundlichen Gutenacht stieg sie ihr nach.

Der Florentin hatte draußen die Tür verriegelt und kam, als das Mädchen aus der Küchenstube trat und mit der Lampe die Blicke leuchtend durch das Haus trug. Dieses Haus war ihr noch nie so heimisch erschienen wie heute, wie dankte sie dem Florentin, daß er ihr die Heimat schenkte, ihr, der Waisenarmen. Ihre Hände würden die Arbeit dieses Hauses tragen wie etwas Leichtes und Glückliches. Sie würde den Kampf das Heim darin erhalten und Fettes Hand zu fester Freundschaft nehmen. Sie wollte zu aller Glück und so zur Freude des Burschen leben, daß sie sich selbst um ihn vergaß, daß sie sich ihren Willen wie einen Wunsch versagte, aus Liebe um ihn. Sie würde das alles nun können, weil sie warm geworden war in seiner Liebe.

Wieschen bot ihm noch mal den Mund zum Kusse und drückte ihm die Hand zur Gutenacht, daß er sich immer wunderte, wie in den feinen Fingern

soviel eigene Stärke war. Sie bog dann, die Hand noch in seiner, in der anderen das Licht, um die Treppe, blieb auf der ersten Stufe stehen und sah sich nach ihm um. Wie war das doch wunderbar, daß sie jetzt auseinander gingen, wo sie sich kaum zusammen gefunden hatten! Der Florentin fühlte ein Zittern in der Hand, die in seiner lag. Wie sie sich ansahen, dachten sie dasselbe, und der Florentin neckte das Mädchen, indem er ihre Hand festhielt und nicht los ließ, als sie ihn darum bat. Sie hatten das Treppengeländer zwischen sich, es war, als wolle der Bursche Wieschen zu sich herüber ziehen. Aus dem Necken wurde Ernst, er sagte nichts, aber es lag in dem Festhalten wie ausgesprochen: dableiben sollte sie! Sie bückte sich zu ihm nieder und küßte ihn auf das weiche, haßglänzende Haar. Da ließ er sie los. Sie stand noch, als er langsam von ihr weg in seine Kammer ging, ihr war, sie müsse ihm nach, sich in seine Hände werfen und noch einmal wie eben mit ihm lachen. Sie stieg dann hinauf und war fast enttäuscht, daß er sie losgelassen hatte.

Draußen war der Mond aufgegangen, sein Schein fiel in die Stube und stand wie ein klares weißes Wasser über den Dielen. Wieschen trat an das Fenster und sah die Blumen auf der Bank stehen. Das Geranium leuchtete im Mondlicht, so hell war der Glanz über ihm, als sei eine weiße Blume herausgeblüht. Wieschen bückte sich, sie erfaßte den Topf und hob die Blume zu sich empor. Die Geranie blühte; Gott! und die Blume war weiß!

„Florin,“ sagte Wieschen halblaut und wie taumelnd. Er hatte sich in der Blume verkannt, es war kein Wunder aufgegangen, nur die Natur hatte das heraus gebracht, was sie in sich getragen hatte.

Wieschen stand mit der Blume an die Brust gelegt, ihr Blick fiel in den kleinen Wandspiegel über dem Waschtisch, und wie sie sich darin erblickte, erinnerte sie sich der Worte Jettes: so weiß wie ein Geranium wäre ihr Gesicht. Sie mußte nun, wie Jette auf den Vergleich gedacht hatte; denn die Blume mochte durch ein paar Tage geblüht haben. Wieschen hielt sie so im Arm, als wachse die Blüte aus ihrem eigenen Herzen; da zuckten ihre Hände, sie stellte das Geranium weg und dachte: in der Blume hat er sich verkannt, aber nicht in dir. Du bist nicht so wie die Blume, aus der das Feine herauskommt, das sie in sich trägt, ob man auch ganz anderes erwartet hat. Du bist gerade verkehrt mit der Blume, das andere kommt aus dir, mit dem du dich geprahlt hast, daß es nicht in dir läge. Es kann einmal zugehen, daß der gute Gärtner sich in der Rinde eines Baumes um den Baum versieht; aber in dir hat der Florentin sich nicht verkannt. . . .

Sie lag danach in ihrem Bett und ihre Glieder durchlief zuweilen ein Schauern, aus Glück um die Vereinigung mit dem Geliebten. So liebte sie ihn, daß sie sich selbst um ihn vergaß. Aber das ganz helle fröhliche Lachen war von ihrer Freude herunter.

\*

\*

\*

Den Linden vor der Kolterschlucht wurden die ersten Blätter gelb; sie waren wie Flugblätter, mit denen der Herbst seine nahe Herrschaft ansagte.

Der Florentin nahm noch einmal den Weg zur Kolterschlucht und zu Regine, ein Gang um Ehrlichkeit und Pflicht. Er habe sich jetzt mit dem Wieschen Maßmann versprochen, sagte er ihr.

„Versprochen?“ antwortete Regine. „Das ist noch immer nicht verheiratet sein.“

Was sie meine, fragte der Kley, als er sah und sich ärgerte, wie das Mädchen die großen grellen Augen einkniff, den Kopf zurücklegte und ihn flimmernd anblickte.

Sie meine nichts Böses, sie denke nur an etwas Trauriges, sie hätte den Kley als Nachbarn so in ihr Herz genommen, daß sie an seinem Schicksal Anteil nähme und sie ihm gern ein Leides erspart sähe, in das er sich nun blindlings und mutwillig wie in eine Gefahr begeben hätte. Ob er nicht mit dem Wieschen Maßmann in einem Hause wohne, zu manchen Malen mit ihr zu Tisch säße und nicht höre, wie sie huste? Ob es nicht wäre, als erzähle sie selber damit von ihrer Eltern frühem Grabe? Es ginge so viel Reden im Dorf. Sie glaube nicht, sein Mädchen sei stark genug von Gesundheit, daß sie eine Nacht lustigen Tanzes aushalte, zum Beispiel einen Kircestanz in der Kolterschlucht, wie nächster Zeit in Aussicht wäre. Sie spreche aus Güte für den Kley.

Der Florentin dachte an den starken Druck von Wieschens Händen; hielt nicht einer, der seine Innenstärke so zeigte, auch sein Leben an einem festen Strick? Er antwortete nur: „Am End' reizt es mich nun, auf die Kirmes zu kommen und dir zu zeigen.“

„Komm nur,“ nickte Regine, und sie hatte erreicht, was sie wollte.

Der Florentin sagte aber doch zu Hause, als er Wieschen husten hörte: „Du müßtest einmal zum Doktor herein sehen.“

Sie blickte ihn erstaunt an. „Wegen dem Husten? Der ist nur noch von der Verkühlung her. Und wenn erst das stille Sizen beim Nähen aufhört, dann wird es recht mit allem. Es nimmt eins das andere bei der Hand.“ Aber sie versprach ihm doch ihren Willen zu seinem Wunsch.

Sie hatten ihr Verlöbniß nach ein paar Tagen köstlichen Geheimnisses laut werden lassen, und man hatte ohne viel Wesens, nur mit ehrlich heiteren Gesichtern ein stilles, gutes Fest gefeiert. Zette, die das Mädchen durch die Liebe des Mannes erhoben sah, umgab sie jetzt mit Achtung und Verehrung. Es stach Wieschen einmal insgeheim der Gedanke: als du größer gewesen bist innen, haben sie dich außen für geringer genommen. — Die Mutter Johanne, die auch jetzt nicht viel zu sagen wußte, hatte in mütterlicher Gratulation eine Träne überlaufen lassen, wie sie das Wieschen um ihr Brautsein besah. So war die Feier still und gut gewesen und paßte sich ganz dem Wesen derer an, um die sie sich begab.

Die Tage danach waren schlichte, strenge Arbeitstage wie die vorher, nur boten sie manche heimliche Stunde für die Liebenden, wo diese sich zusammenfanden. Es blieb an keinem Tage bei einem Händedruck allein, ob auch Wieschen sich damit hätte begnügen können. Seit sie den Burschen sicher hatte, war ihr auch manchmal, als komme ihr das feine Kühle zurück, mit dem sie sich früher in einer Art heiterer Ruhe getragen hatte, sie möchte erinnern, viel Wichtiges sei besser zu bereden, als daß sie sich den Mund verschlöße mit so unsinnigem Liebhaben, wie der Florentin es anbrachte. Aber nicht ein lautes Wort wagte sie darum, so hielt sie sich nach ihm. Und wie sie an einem Tage die Schrift fand, die in dem Tisch draußen stand, wie sie den Florentin darum befragte und er ihr antwortete: „Es hat's die Regine getan —“, wie er dann still danach wurde und dem Wieschen so fremd in einem Augenblick, als hielte er den Kopf von ihr abgelehrt im Nachschauen einer Erinnerung, da fühlte sie, so fest hatte sie ihn noch nicht, um sich nicht nach ihm richten zu müssen. Seit der Stunde war ihnen beiden manchmal, wenn sie heimlich zusammen waren und sich so hielten, wie das Liebhaben unter solchem jungen Volk eines dem andern in die Arme wirkt, als rief jemand ein Wort zwischen ihnen her, nenne einen Namen, der nicht hingehöre, denselben, der draußen mit seinen hellweißen Buchstaben eingegraben stand.

Da fragte Wieschen in so einer Stunde, die treuen Augen auf den Burschen gerichtet, und bei ihrer Gutherzigkeit klang es wie ein Mitleid mit der andern: „Wenn du so hingingest in einer Zeit, Abend an Abend zur Molterschlucht, war's um den Trunk, den du schmecken lerntest, oder hast sie wohl gern gehabt, die Regine?“

Und der Florentin antwortete: „Wohl gemocht hab' ich sie, ja!“

„Hättest sie mögen heiraten?“ fragte Wieschen.

Er nickte und sagte: „Wenn ich dich nicht so grundfest im Sinn gehabt hätte. . .“

Wieschen legte ihm den Kopf an die Schulter und fragte so sacht, wie mit einem Zufühlen bloß mit dem leisen Finger: „Meinst, es wäre wohl alles recht geworden mit der Regine und dir, wenn es so mit euch weiter gekommen wäre, wie es anging?“

„Was sie nicht hat und was sie nicht mitbringt, hätte ich vergessen müssen, dafür hat sie von dem mehr, was andere weniger haben,“ sagte er verträumt.

Wieschen schrak auf mit ihrem Kopfe, der sich, nur wie aus einer kühlen Entfernung und wie zu Freundschaft ihm entgegen bog, und sie schlang die Arme um ihn, so heiß sie in dem Augenblick ihr Blut zu wecken vermochte.

Auch der Florentin schrak auf wie erwachend. „Komm,“ sagte er fest und treu, „wir wollen der Regine ihren Namen vergessen und nächster Tage dem Tisch im Garten die Platte abschlagen und neu machen.“

Er vergaß denn auch in Wahrheit der Regine so ganz, daß er auch an den Tisch in der Laube nicht mehr dachte und ihn ließ, wie er war, las sogar einmal den eingesechnittenen Namen, ohne an jenes Mädchen zu denken.

Zu einer anderen Stunde sprachen sich die beiden Liebenden um Zeit und Tag ihrer Hochzeit aus und redeten hin und her.

„Mußt auch erst wieder ganz gesund sein,“ meinte der Florentin, und Wieschen lachte: „Wegen dem Husten?“

Sie setzten dann die Hochzeit zum frühesten auf das Novemberende fest. Wieschen bedachte sich aber kurz danach und fragte scheu: „Warum nicht eher? Es gäbe noch einen Kranz von Sommerlaub um die Tür, weißt du, so einen Ehrenkranz.“

„Just um den Kranz?“ zögerte der Florentin und sah dem Mädchen in das Gesicht, dann sie jäh umgreifend und an sich ziehend, mit veränderter, hastiger Stimme: „Es kann auch eher sein, meinerwegen, es kann auch morgen sein.“

„Nein,“ sagte Wieschen fast mit einem Schrei und riß sich von ihm los.

Ganz langsam, wie Blatt um Blatt von einer vollgeblühten Rose, verlor sich mehr und mehr von aller Freude, welche das Wieschen zu einem Lebensglück hatte beseelen wollen. Die Tage fingen an zu kürzen, der Sonnenschein wurde seltener, die Schmetterlinge flogen von den Blumen auf, und man meinte den Sommer mit ihnen verfliegen zu sehen. Aber wunderbar schön war das Herbstwerden über den kleinen Heimathügeln, die das Dorf umstanden. Es wollte nichts Übergewaltiges sein, und es war doch so hoch und erhaben, wenn der weißliche Nebel um die gefärbten Berge qualmte, als baue die Natur einen Hochaltar und bringe Gott ein Dankopfer für die schönen Tage von Frühling und Sommer.

Wie die Färbung anfang und immer mehr in das leuchtende Bronzegold übergang, da wollte es aussehen, als wäre das alle der Sonnenschein, den die Blätter Sommertags eingesogen und der nun herausquoll aus dem Blattwerk, um noch einmal froh zu machen, wo der wirkliche Sonnenschein seltener und weniger an Fülle wurde.

Wieschen sah mit stiller Traurigkeit in das Herbstwerden hinaus. Als die ersten Blätter von den Bäumen fielen, war's, als müsse die Welt reicher werden in soviel ausgestreuten echten Golde. Aber Wieschen wußte um alle Täuschung, die nach außen ging und prahlte; es würde bald nichts bleiben als ein Rehrichthausen durrer Blätter, und aus den Bäumen der reichen goldenen Berge würde man sich einen Bettelstab brechen können.

Es war in dieser Zeit viel Rede von der nahen Herbstfirmes, und die jüngsten Mädchen im Dorf kamen Sonntagsnachmittags zusammen und übten sich den Tanzschritt ein. So und in mancherlei anderm lief dem Tage viel Unruhe und Freude voraus.

Der Florentin wurde zur Kolterschlucht zum Ausschmücken des Saales bestellt, wo abends der Tanz gehalten werden sollte. Er kam mit rissigen und verstopfenen Händen zurück, duftete nach Harz, und Wieschen klopfte ihm die feinen Tannennadeln vom Rock. Sie war an dem Tage müde und unlustig

über ihrem Nähen gewesen, fühlte sich körpermatt und wollte sich nun aufmuntern, um dem Burschen gefällig und lieb zu sein. So sagte sie mit neckender Absicht, aber ein unterdrücktes Gähnen machte die Worte im Tonfall wie zum Vorwurf: „Gehst am End' selber zur Kirmes hin, und hast dir den Tanz abgesprochen mit der Regine?“

Er fühlte, wie sie seinen Rock abstaubte, die Schwäche ihrer Bewegung und die Mattigkeit ihres Wesens. Es reizte ihn, daß sie kleinlich erschien und den Namen Regines ihm von neuem nannte, den er selbst nicht mehr zu nennen und abzutun ihr versprochen hatte, so ergriff er unziert ihren Arm und sagte mit eigentümlich drohender Stimme: „Sin geh' ich am Ende schon, aber mit dir, ich will dich mit roten Backen sehen, und du sollst einmal tanzen.“

Wieschen zuckte jäh mit der Hand von ihm zurück, und er lachte und fragte unsacht: „Was hast du?“

Sie hatte nichts, nur eine kleine feine Lannennadel war ihr in den Finger gefahren, sie zog sie mit den Zähnen heraus, saugte das Blut aus der unbedeutenden Wunde und sagte nebenher: „Wenn du willst, gehen wir, Florin, aber sonst ums Leben nicht.“

Warum sie nicht möge, fragte er freundlicher.

„Bist selber früher nicht anders gewesen,“ antwortete sie. „Aber geschmeckt hat dir einmal das Trinken, seit du es probiert hast, und nicht wieder anfangen sollst du damit.“

Er ginge auch nicht ums Trinken, erwiderte er so groß und ehrlich, als höre man, wie er ein volles Glas von sich abschöbe.

„Wo um denn?“ fragte das Wieschen.

Da wurde er heimlich und zart mit ihr, aber so, daß sie neu an zu zittern fing und von ihm wegstrebte, doch er war stärker als sie und ihrem Ohr ganz nah, wie er ihr hinein sagte: „Mit dir zeigen will ich mich. Und die Regine soll uns nachsehen, wenn wir weggehen des Nachts.“

„Nachts —?“ fragte das Wieschen.

(Fortsetzung folgt)



## Sinnspruch

Die Kunst ist der Weg nach Golgatha;  
eins aber will mir das Herz bedrängen:  
daß sie auch heute, wie's einst geschah,  
Verbrecher neben den Heiland hängen.

Ernst Ludwig Schellenberg